

DANIEL SILVA

EIN GABRIEL-ALLON-THRILLER

DAS VERMÄCHTNIS

HarperCollins



Daniel Silva

Das Vermächtnis

Spionagethriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Wulf Bergner

Harper
Collins

HarperCollins®

Copyright © 2020 für die deutsche Ausgabe by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Copyright © 2019 by Daniel Silva
Originaltitel: »The New Girl«
Erschienen bei: Harper, New York

Published by arrangement with
Harper, an imprint of HarperCollins *Publishers*, US

Covergestaltung: bürosüd, München
Coverabbildung: GettyImages / narvikk
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959675802

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von HarperCollins Germany auf [Facebook!](#)

Für die 54 Journalisten, die im Jahr 2018
weltweit ermordet wurden.
Und wie immer für meine Frau Jamie und
meine Kinder Nicholas und Lily.

Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen
machen.

MACBETH (1606), 5. Aufzug, 1. Szene

VORWORT

Im August 2018 begann ich mit der Arbeit an einem Roman über einen kämpferischen jungen arabischen Prinzen, der sein religiös intolerantes Land modernisieren und dabei den Nahen Osten und die gesamte islamische Welt umkrempeln will. Zwei Monate später legte ich das Manuskript jedoch beiseite, als das Vorbild für diese Figur, der saudische Kronprinz Mohammed bin Salman, in die brutale Ermordung von Jamal Khashoggi, einem saudischen Regimekritiker und Kolumnisten der *Washington Post*, verwickelt war. Teile von *Das Vermächtnis* sind ganz offensichtlich von den Umständen von Khashoggis Tod inspiriert. Alles Übrige passiert nur in der imaginären Welt, die von Gabriel Allon, seinen Mitstreitern und seinen Feinden bewohnt wird.

TEIL EINS
ENTFÜHRUNG

1 GENF

Es war Beatrice Kenton, die die Identität der neuen Schülerin als Erste infrage stellte. Das tat sie im Lehrerzimmer, um Viertel nach drei an einem Freitag Ende November. Wie an den meisten Freitagnachmittagen war die Stimmung ausgelassen und leicht rebellisch. Es wird niemanden überraschen, dass keine Berufsgruppe das Ende der Arbeitswoche begeisterter begrüßt als Lehrer - selbst Lehrer an Eliteschulen wie der International School in Genf. Geschwätzt wurde über Pläne fürs Wochenende. Beatrice beteiligte sich nicht daran, denn sie hatte keine, was ihre Kollegen nicht zu wissen brauchten. Sie war zweiundfünfzig, unverheiratet und hatte praktisch keine Angehörigen außer einer reichen alten Tante, die ihr jeden Sommer auf ihrem Landsitz in Norfolk Zuflucht gewährte. Ihre Wochenendroutine bestand aus einem Großeinkauf im Migros und einem Spaziergang am See zugunsten ihrer Taille, die sich wie das Universum ständig ausdehnte. Die erste Stunde am Montagmorgen war eine Oase in ihrem Leeren Viertel der Einsamkeit.

Die von einer längst eingegangenen Organisation zur Förderung von Multilateralismus gegründete Geneva International unterrichtete die Kinder des hiesigen Diplomatenskorps. Die Mittelschule, an der Beatrice Literatur und Aufsatz unterrichtete, besuchten Schüler aus über hundert Nationen. Die Lehrerschaft war ähnlich vielfältig zusammengesetzt. Der Personalchef gab sich große Mühe, um den Zusammenhalt des Lehrkörpers zu fördern -

Cocktailpartys, Abendessen, zu denen jeder Gast eine Speise mitbrachte, Exkursionen –, aber im Lehrerzimmer setzte sich der alte Tribalismus immer wieder durch. Die Deutschen hockten mit Deutschen zusammen, die Franzosen mit Franzosen, die Spanier mit Spaniern. An diesem Freitagnachmittag war Miss Kenton außer der Geschichtslehrerin Cecilia Halifax die einzige anwesende britische Untertanin. Cecilia hatte eine wilde schwarze Mähne und vorhersehbare politische Überzeugungen, mit denen sie Miss Kenton bei jeder sich bietenden Gelegenheit beglückte. Cecilia vertraute Miss Kenton auch Einzelheiten der heißen Affäre an, die sie mit Kurt Schröder hatte, dem Birkenstock tragenden Mathegenie aus Hamburg, das eine gut bezahlte Position in der Industrie aufgegeben hatte, um Elfjährige in Mathematik zu unterrichten.

Das Lehrerzimmer lag im Erdgeschoss des Châteaus aus dem 18. Jahrhundert, das als Verwaltungsgebäude der Schule diente. Seine Bleiglasfenster führten auf den Innenhof hinaus, auf dem jetzt die privilegierten Schüler der Geneva International in deutsche Luxuslimousinen mit Diplomatenkennzeichen stiegen. Die redselige Cecilia Halifax hatte sich neben Beatrice gesetzt. Sie schwatzte irgendetwas von einem Skandal in London, in den der MI6 und eine russische Spionin verwickelt sein sollten. Beatrice hörte kaum zu. Sie beobachtete die neue Schülerin.

Wie gewöhnlich war sie bei diesem täglichen Exodus die Letzte: eine elfenhafte Zwölfjährige, bereits eine Schönheit, mit ausdrucksvollen braunen Augen und rabenschwarzem Haar. Zu Beatrices großem Bedauern gab es an der Geneva International keine Schuluniform, nur einen Dresscode, den einige Freigeister unter den Schülern ignorierten, ohne dass das offizielle Sanktionen nach sich gezogen hätte. Nicht jedoch die Neue. Sie war von Kopf bis Fuß in teure Wolle und Plaids gekleidet, wie man sie in der Burberry Boutique bei

Harrods sah. Statt eines Nylonrucksacks trug sie eine Schultasche aus Leder. Ihre Ballerinas aus Lackleder glänzten makellos. Sie war proper, die Neue, und bescheiden. Aber sie hatte noch etwas anderes an sich, fand Beatrice. Sie war aus einem anderen Holz geschnitzt. Sie wirkte königlich. Ja, das war das richtige Wort. *Königlich ...*

Sie war einige Wochen nach Beginn des Schuljahrs im Herbst hergewechselt – nicht ganz ideal, aber an dieser Schule, deren Elternschaft wie die Wasser der Rhône fluktuierte, die natürlichste Sache der Welt. David Millar, der Direktor, hatte sie in Beatrices dritte Stunde gesteckt, die mit zwei zusätzlichen Schülern ohnehin schon überfüllt war. Die Kopie ihrer Personalakte, die er ihr gab, war selbst nach den Normen der Geneva International recht dürftig. Darin stand, die Neue heiße Jihan Tantawi und sei Ägypterin, deren Vater kein Diplomat, sondern Geschäftsmann sei. Ihr Notendurchschnitt war in keiner Weise außergewöhnlich. Sie galt als aufgeweckt, aber auf keinem Gebiet besonders talentiert. »Ein Jungvogel, der bald flügge sein wird«, hatte David in einer heiteren Randbemerkung notiert. Tatsächlich war das einzig Bemerkenswerte an dieser Akte die Eintragung im Feld »spezielle Bedürfnisse des Schülers/der Schülerin«. Die Familie Tantawi schien sehr großen Wert auf Diskretion zu legen. Sicherheitsmaßnahmen, hatte David geschrieben, hätten einen sehr hohen Stellenwert.

Deshalb war an diesem Nachmittag – wie an allen anderen Nachmittagen auch – der kompetente Sicherheitschef der Geneva International auf dem Pausenhof. Lucien Villard war ein Import aus Frankreich, ein Veteran des Service de Protection, der für den Schutz wichtiger ausländischer Besucher und hoher französischer Beamter zuständig war. In seiner letzten Position hatte er im Elysée-Palast zu den Personenschützern des französischen Präsidenten gehört. David Millar benützte Luciens beeindruckenden Lebenslauf

als Beweis für das Sicherheitsbewusstsein der Schule. Jihan Tantawi war nicht die Einzige mit erhöhten Sicherheitsanforderungen.

Aber niemand kam in die Geneva International oder verließ sie mit so großem Gefolge wie die Neue. Der schwarze Mercedes, in den sie schlüpfte, hätte einem Präsidenten oder Potentaten angestanden. Obwohl Beatrice nicht allzu viel von Autos verstand, vermutete sie, die Limousine sei gepanzert, ihre Scheiben schussfest. Hinter ihr folgte ein zweiter Wagen, ein mit vier finsternen Schlägertypen in dunklen Anzügen besetzter Range Rover.

»Wer sie wohl ist?«, fragte Beatrice sich, als sie beobachtete, wie die beiden Wagen auf die Straße hinausfuhren.

Cecilia Halifax war einen Augenblick lang verwirrt. »Die russische Spionin?«

»Die Neue«, stellte Beatrice richtig. Dann fügte sie zweifelnd hinzu: »Jihan.«

»Ihrer Familie soll halb Kairo gehören.«

»Wer sagt das?«

»Veronica.« Die heißblütige Spanierin Veronica Alvaret war Zeichenlehrerin und als Verbreiterin wilder Gerüchte innerhalb des Lehrkörpers beinahe so unzuverlässig wie Cecilia selbst. »Sie sagt, dass ihre Mutter mit dem ägyptischen Präsidenten verwandt ist. Seine Nichte. Oder vielleicht seine Cousine.«

Beatrice verfolgte, wie Lucien Villard den Hof überquerte. »Weißt du, was ich glaube?«

»Was denn?«

»Ich denke, dass hier jemand lügt.«

Und so geschah es, dass Beatrice Kenton, eine schlachtgestählte Veteranin mehrerer kleinerer britischer Privatschulen, die auf der Suche nach Liebe und Abenteuer

nach Genf gekommen war und nichts dergleichen gefunden hatte, gänzlich private Ermittlungen aufnahm, um die Identität der neuen Schülerin festzustellen. Sie begann damit, dass sie den Namen JIHAN TANTAWI in das weiße Kästchen der Suchmaschine ihres Browsers eingab. Auf dem Bildschirm erschienen mehrere Tausend Einträge, von denen jedoch keiner die bildhübsche Zwölfjährige betraf, die jeden Morgen in der dritten Stunde in Beatrices Klassenzimmer kam – nie auch nur eine Minute zu spät.

Als Nächstes durchforschte sie die verschiedenen sozialen Medien, ohne jedoch die geringste Spur ihrer Schülerin zu finden. Die Neue schien das einzige Mädchen auf Gottes weiter Erde zu sein, das kein Parallellieben im Cyberspace führte. Das fand Beatrice löblich, denn sie hatte die emotional schädlichen und entwicklungshemmenden Folgen unaufhörlicher Textnachrichten, Tweets und geteilter Fotos aus erster Hand miterlebt. Leider war dieses Verhalten nicht nur auf Kinder beschränkt. Cecilia Halifax konnte kaum aufs Klo gehen, ohne ein retuschiertes Foto von sich selbst auf Instagram zu posten.

Der Vater, ein gewisser Adnan Tantawi, blieb im Cyberreich ebenso anonym. Beatrice fand einige Hinweise auf Unternehmen wie Tantawi Construction und Tantawi Holdings und Tantawi Development, aber nichts über den Mann selbst. In Jihans Akte war eine Adresse in der eleganten Rue de Lausanne angegeben. An einem Samstagnachmittag machte Beatrice einen Spaziergang dorthin. Die Adresse war nur wenige Häuser von der Villa des bekannten Schweizer Großindustriellen Martin Landesmann entfernt. Wie viele Grundstücke in diesem schicken Viertel war es von hohen Mauern umgeben und durch Überwachungskameras gesichert. Beatrice spähte durch die Gitterstäbe des schmiedeeisernen Tors und sah einen manikürten Rasen, der sich bis zum Säulenvordach

einer prunkvollen Villa im italienischen Stil erstreckte. Sofort kam ein Mann ihr auf der Zufahrt entgegengelaufen, zweifellos einer der Schlägertypen aus dem Range Rover. Er versuchte nicht einmal, die Tatsache zu verbergen, dass er unter seinem Jackett eine Pistole trug.

»*Propriété privée!*«, brüllte er mit starkem Akzent auf Französisch.

»*Excusez-moi*«, murmelte Beatrice und ging rasch weiter.

Die nächste Phase ihrer Nachforschungen begann am folgenden Montagmorgen, als sie damit begann, ihre geheimnisvolle neue Schülerin drei Tage lang genau zu beobachten. Sie bemerkte, dass Jihan manchmal nur langsam reagierte, wenn sie im Unterricht aufgerufen wurde. Sie bemerkte auch, dass Jihan seit ihrem Eintritt keine Freundschaften geschlossen hatte – und das auch weiterhin nicht versuchte. Beatrice stellte auch fest – während sie vorgab, einen ziemlich langweiligen Aufsatz in höchsten Tönen zu loben –, dass Jihan kaum etwas über Ägypten wusste. Sie wusste, dass Kairo eine Großstadt war, durch die ein Fluss strömte, aber nicht viel mehr. Ihr Vater, sagte sie, sei sehr reich. Er baute Wohnhochhäuser und Bürotürme. Außerdem war er ein Freund des ägyptischen Präsidenten, aber die Muslimbruderschaft mochte ihn nicht, deshalb lebten sie in Genf.

»Klingt völlig vernünftig, finde ich«, sagte Cecilia.

»Es klingt«, antwortete Beatrice, »wie etwas, das jemand sich ausgedacht hat. Ich bezweifle, dass sie jemals in Kairo war. Ich bin mir nicht mal sicher, dass sie eine Ägypterin ist.«

Als Nächstes konzentrierte Beatrice ihre Aufmerksamkeit auf die Mutter. Die bekam sie hauptsächlich durch die getönten Panzerglasscheiben der Limousine oder bei den seltenen Gelegenheiten zu sehen, wenn sie vom Rücksitz glitt, um Jihan auf dem Hof zu begrüßen. Sie hatte einen

helleren Teint als Jihan und dunkelbraunes Haar - attraktiv, fand Beatrice, aber nicht ganz in Jihans Klasse. Tatsächlich fiel es Beatrice schwer, die geringste Familienähnlichkeit zwischen den beiden zu erkennen. Auch ihr Umgang miteinander war auffällig kühl. Kein einziges Mal beobachtete sie einen Wangenkuss oder eine herzliche Umarmung. Sie entdeckte auch ein deutliches Machtungleichgewicht. Von den beiden hatte Jihan, nicht die Mutter, die Oberhand.

Als der November in den Dezember übergang und die Weihnachtsferien bevorstanden, schmiedete Beatrice einen Plan für ein Gespräch mit der abweisenden Mutter ihrer geheimnisvollen Schülerin. Den Vorwand dafür lieferte Jihans Ergebnis in einem Test zur Prüfung ihres englischen Wortschatzes - im unteren Drittel der Klasse, aber weit besser als der junge Callahan, der als Sohn eines US-Diplomaten angeblich ein Muttersprachler war. Beatrice schrieb eine E-Mail, in der sie Madame Tantawi um ein Gespräch bat, wann es ihr Terminkalender zuließ, und schickte sie an die Adresse in Jihans Akte. Als mehrere Tage ohne Antwort vergingen, schickte sie sie noch mal. Das trug ihr einen milden Tadel von David Millar ein. Madame Tantawi wünschte offenbar keinen direkten Kontakt mit Jihans Lehrern. Beatrice sollte ihre Bedenken in einer E-Mail an den Direktor zusammenfassen, und David würde sie dann mit Madame Tantawi besprechen. Beatrice vermutete, er kenne Jihans wahre Identität, aber sie versuchte nicht einmal andeutungsweise, dieses Thema anzusprechen. Es war leichter, einem Schweizer Bankier Geheimnisse zu entlocken als dem vorbildlich diskreten Direktor der Geneva International School.

Also blieb nur der Franzose Lucien Villard übrig, der den Sicherheitsdienst der Schule leitete. Beatrice suchte ihn eines Nachmittags während ihrer Freistunde auf. Er hatte

sein Büro im Keller neben der Besenkammer, die dem verschlagenen Russen gehörte, der die Computer am Laufen hielt. Lucien war schlank und durchtrainiert und wirkte jünger als die meisten Achtundvierzigjährigen. Die Hälfte aller Lehrerinnen war scharf auf ihn, auch Cecilia Halifax, die sich mal vergeblich um Lucien bemüht hatte, bevor sie ihr Sandalen tragendes teutonisches Mathegenie erhört hatte.

»Entschuldigung«, sagte Beatrice mit gespielter Nonchalance am Rahmen von Luciens offener Bürotür lehnend, »aber ich frage mich, ob ich Sie kurz wegen des neuen Mädchens sprechen könnte.«

Lucien betrachtete sie über seinen Schreibtisch hinweg kühl. »Jihan? Wieso?«

»Weil ich mir Sorgen um sie mache.«

Lucien legte einige Papiere auf das Smartphone auf seiner Schreibunterlage. Beatrice war sich nicht ganz sicher, aber dies schien ein anderes Modell zu sein als das Handy, das er sonst benutzt. »Es ist *mein* Job, mir Sorgen um Jihan zu machen, Miss Kenton. Nicht Ihrer.«

»Das ist nicht ihr wirklicher Name, stimmt's?«

»Wie kommen Sie nur auf diese Idee?«

»Ich bin ihre Lehrerin. Lehrer sehen Dinge.«

»Offenbar haben Sie die Anmerkungen in Jihans Akte über unbedachte Äußerung und Verbreitung von Gerüchten nicht genau gelesen. Ich würde Ihnen raten, sich genau an diese Anweisungen zu halten. Sonst wäre ich leider gezwungen, diese Sache Monsieur Millar zu melden.«

»Entschuldigung, ich wollte niemals ...«

Lucien unterbrach sie, indem er eine Hand hob. »Keine Sorge, Miss Kenton. Dies bleibt *entre nous*.«

Zwei Stunden später, als die Sprösslinge der globalen diplomatischen Elite über den Innenhof des Châteaus watschelten, beobachtete Beatrice sie durch die Bleiglasfenster des Lehrerzimmers. Wie immer gehörte Jihan

zu den Letzten, die das Gebäude verließen. Nein, dachte Beatrice, nicht Jihan. *Das neue Mädchen ...* Die Kleine hüpfte leichtfüßig übers Pflaster des Schlosshofs, schwang ihre Ledertasche und schien Lucien Villard, der sie begleitete, kaum wahrzunehmen. Die Frau erwartete sie an der offenen hinteren Tür der Limousine stehend. Die Neue ging an ihr vorbei, fast ohne sie eines Blickes zu würdigen, und warf sich auf den Rücksitz. Dies war das letzte Mal, dass Beatrice sie zu Gesicht bekam.

2 NEW YORK

In dem Augenblick, als Brady Boswell den zweiten Belvedere Martini bestellte, wusste Sarah Bancroft, dass sie einen schrecklichen Fehler gemacht hatte. Sie lunchten im Casa Lever, einem hochpreisigen Italiener in der Park Avenue, der mit Warhol-Drucken aus der großen Sammlung seines Besitzers ausgestattet war. Brady Boswell hatte ihn vorgeschlagen. Als Direktor eines bescheidenen, aber angesehenen Museums in St. Louis kam er zweimal im Jahr nach New York, um die großen Auktionen mitzuerleben und sich an den kulinarischen Genüssen der Stadt zu erfreuen – gewöhnlich auf Kosten anderer. Sarah war das perfekte Opfer. Dreiundvierzig, blond, blauäugig, brillant und unverheiratet. Noch wichtiger war, was in der inzestuösen New Yorker Kunstwelt jeder wusste: dass sie Zugang zu unbegrenzten Geldmitteln hatte.

»Wollen Sie mir nicht doch Gesellschaft leisten?«, fragte Boswell, als er das neue Glas an seine feuchten Lippen hob. Er hatte ein blasses, schwach lachsrosa gefärbtes Gesicht und eine Glatze, die er mit sorgfältig drübergekämmten grauen Haaren zu kaschieren versuchte. Seine Fliege saß ebenso schief wie seine Schildpattbrille. Hinter ihr blinzelte ein wässriges Augenpaar. »Ich hasse es wirklich, allein zu trinken.«

»Es ist ein Uhr mittags.«

»Sie trinken zum Lunch keinen Alkohol?«

Heutzutage nicht mehr, aber die Versuchung war groß, ihren Schwur, tagsüber abstinent zu sein, zu brechen.

»Ich fliege nach London«, verkündete Boswell.

»Wirklich? Wann denn?«

»Morgen Abend.«

Nicht früh genug, dachte Sarah.

»Sie haben dort studiert, nicht wahr?«

»Am Courtauld«, sagte Sarah defensiv nickend. Sie hatte keine Lust, das Mittagessen damit zu verbringen, ihren Lebenslauf zu schildern. Wie die Höhe ihres Spesenkontos gehörte er in der New Yorker Kunstwelt zum Allgemeinwissen. Zumindest ein Teil davon.

Als Absolventin des Dartmouth Colleges hatte Sarah Bancroft am berühmten Courtauld Institute of Art in London Kunstgeschichte studiert, bevor sie in Harvard promoviert worden war. Ihre teure Ausbildung, die ihr Vater, ein Investmentbanker bei der Citigroup, allein bezahlt hatte, brachte ihr den Posten einer Kuratorin der Phillips Collection in Washington ein, für den sie fast kein Gehalt bekam. Sie verließ die Phillips unter merkwürdigen Umständen und verschwand wie ein von einem geheimnisvollen japanischen Bieter ersteigertes Picasso aus dem Blick der Öffentlichkeit. In dieser Zeit arbeitete sie für die Central Intelligence Agency und führte zwei Geheimaufträge für einen legendären israelischen Agenten namens Gabriel Allon aus. Jetzt war sie nominell beim Museum of Modern Art angestellt, wo sie die Hauptattraktion des MoMA betreute – eine erstaunliche Sammlung moderner und impressionistischer Werke im Werte von fünf Milliarden Dollar aus dem Nachlass von Nadia al-Bakari, der Tochter des märchenhaft reichen saudischen Investors Zizi al-Bakari.

Das erklärte zum Teil, weshalb Sarah überhaupt mit Leuten wie Brady Boswell zum Essen ging. Sie hatte sich in letzter Zeit bereit erklärt, dem Los Angeles County Museum of Art einige weniger wichtige Werke aus der Sammlung als Leihgabe zur Verfügung zu stellen. Boswell wollte als

Nächster an der Reihe sein. Aber das war ausgeschlossen, wie er recht gut wusste. Sein Museum war nicht renommiert, nicht prominent genug. Nachdem sie endlich ihr Essen bestellt hatten, verschoben sie die unvermeidliche Ablehnung, indem sie Small Talk machten. Sarah war erleichtert. Sie mochte keine Auseinandersetzungen, davon hatte sie für ein Leben lang genug. Sogar für zwei Leben.

»Neulich habe ich ein hässliches Gerücht über Sie gehört.«

»Nur eines?«

Brady Boswell lächelte.

»Und was hat man mir diesmal angedichtet?«

»Sie sollen ein bisschen schwarzgearbeitet haben.«

Sarah, die in der Kunst der Täuschung ausgebildet war, hatte keine Mühe, ihr Unbehagen zu verbergen. »Wirklich? Auf welchem Gebiet denn?«

Boswell beugte sich nach vorn und senkte seine Stimme zu einem vertraulichen Flüstern. »Sie sollen KBMs geheime Kunstberaterin sein.« KBM waren die international bekannten Initialen des zukünftigen Königs von Saudi-Arabien. »Sie sollen zugelassen haben, dass er eine halbe Milliarde für diesen zweifelhaften Leonardo ausgegeben hat.«

»Das ist *kein* zweifelhafter Leonardo.«

»Dann stimmt das Gerücht also!«

»Reden Sie keinen Unsinn, Brady.«

»Ein sehr indirektes Dementi«, stellte er gerechtfertigt misstrauisch fest.

Sarah hob die rechte Hand, als lege sie einen feierlichen Eid ab. »Ich bin nicht Khalid bin Mohammeds Kunstberater, bin's nie gewesen.«

Boswells Zweifel waren nicht ausgeräumt, das sah man ihm an. Bei den Antipasti brachte er das Gespräch endlich auf seinen Herzenswunsch. Sarah spielte die

Leidenschaftslose, bevor sie Boswell mitteilte, sie würde ihm unter keinen Umständen auch nur ein einziges Gemälde aus der Nadia al-Bakari Collection leihen.

»Wie wär's mit ein, zwei Monets? Oder einem der Cézannes?«

»Sorry, aber das kommt nicht infrage.«

»Einen Rothko? Sie haben so viele, dass Sie das gar nicht merken würden.«

»Brady, bitte.«

Sie beendeten ihren Lunch in gutem Einvernehmen und verabschiedeten sich auf dem Gehsteig der Park Avenue. Sarah beschloss, zu Fuß ins Museum zurückzugehen. Nach einem der wärmsten Herbste seit Menschengedenken war der Winter endlich nach Manhattan gekommen. Gott allein wusste, was das neue Jahr bringen würde. Der Planet schien von einem Extrem ins andere zu taumeln. Sarah ebenfalls. Gestern noch geheime Kämpferin im globalen Krieg gegen den Terrorismus, heute Kuratorin einer der größten Kunstsammlungen der Welt. Ihr Leben kannte keinen Mittelweg.

Aber als Sarah auf die East Fifty-Third Street abbog, wurde ihr plötzlich klar, dass sie sich endlos langweilte. Die gesamte Museumswelt beneidete sie, das stimmte. Aber bei allem Glamour und dem Hype um ihre Eröffnung funktionierte die Nadia al-Bakari Collection weitgehend autark. Sarah war wenig mehr als ihr attraktives Gesicht. In letzter Zeit war sie zu oft mit Typen wie Brady Boswell lunchen gegangen.

Gleichzeitig hatte ihr Privatleben gelitten. Trotz eines Terminplans voller Empfänge und Sponsorendinners hatte sie noch keinen Mann im richtigen Alter und mit den richtigen Qualifikationen kennengelernt. Oh, sie war vielen Männern Anfang vierzig begegnet, aber keiner war an einer Dauerbeziehung – Gott, wie sie diesen Ausdruck hasste! –

mit einer Frau in seinem Alter interessiert. Männer Anfang vierzig wollten eine graziöse Nymphe von dreiundzwanzig Jahren, eine dieser jungen Frauen, die in ihren Leggings und mit ihren Yogamatten lässig durch Manhattan stolzierten. Sarah fürchtete, sie trete allmählich ins Reich der Zweitfrauen ein. In ihren dunkelsten Augenblicken sah sie sich am Arm eines reichen Mannes von dreiundsechzig Jahren, der sich das Haar färbte und regelmäßig Botox- und Testosteronspritzen bekam. Die Kinder aus seiner ersten Ehe würden sie als Zerstörerin ihrer Familienidylle hassen. Nach langer Behandlung mit Fertilitätshormonen würden sie und ihr alternder Mann es schaffen, ein Kind zu bekommen, das Sarah allein aufziehen würde, nachdem ihr Mann bei seinem vierten Versuch, den Mount Everest zu besteigen, verunglückt war.

Das Stimmengewirr der Menschenmenge im MoMA-Foyer trug dazu bei, Sarahs Stimmung vorübergehend zu bessern. Die Nadia al-Bakari Collection residierte im ersten Stock; Sarah hatte ihr Büro im dritten. Ihr Telefon zeigte zwölf verpasste Anrufe an. Die übliche Kost: Presseanfragen, Einladungen zu Cocktailpartys und Vernissagen, ein Reporter eines Boulevardblatts, der nach Informationen angelte.

Der letzte Anruf kam von einem gewissen Alistair Macmillan. Mr. Macmillan schien eine Privatführung außerhalb der normalen Öffnungszeiten zu wünschen. Er hatte keine Rückrufnummer angegeben. Aber das war nicht nötig, denn Sarah gehörte zu den wenigen Menschen weltweit, die seine Privatnummer hatten. Jetzt zögerte sie, bevor sie die Nummer wählte. Seit Istanbul hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen.

»Ich habe schon gefürchtet, Sie würden nie zurückrufen.« Sein Akzent war eine Mischung aus Arabisch und

Oxfordenglisch. Er sprach ruhig, aber seine Stimme klang leicht erschöpft.

»Ich war beim Lunch«, antwortete Sarah gelassen.

»Bei einem Italiener in der Park Avenue. Mit einem Trottel namens Brady Boswell.«

»Woher wissen Sie das?«

»Zwei meiner Leute haben in Ihrer Nähe gesessen.«

Sarah hatte sie nicht bemerkt. In den acht Jahren, seit sie die CIA verlassen hatte, hatte ihre Fähigkeit, Beschatter zu erkennen, offenbar abgenommen.

»Können Sie das arrangieren?«, fragte er.

»Was denn?«

»Eine Privatführung durch die al-Bakari Collection, versteht sich.«

»Schlechte Idee, Khalid.«

»Genau das hat mein Vater auch gesagt, als ich ihm erzählt habe, dass ich den Frauen unseres Landes das Autofahren erlauben will.«

»Das Museum schließt um halb sechs.«

»Dann sollten Sie mich um sechs erwarten«, sagte er.

3

NEW YORK

Es war die *Tranquillity*, angeblich die zweitgrößte Privatjacht der Welt, die selbst seine standhaftesten Verteidiger im Westen nachdenklich werden ließ. Wie berichtet wurde, sah der zukünftige König sie erstmals von der Terrasse des väterlichen Ferienhauses auf Mallorca aus. Von den schnittigen Linien der Jacht und ihren charakteristischen neonblauen Lauflichtern fasziniert, entsandte er sofort einen Emissär, der feststellen sollte, ob sie zu verkaufen sei. Ihr Besitzer, der milliarden schwere russische Oligarch Konstantin Dragunow, erkannte seine Chance und verlangte fünfhundert Millionen Euro. Der zukünftige König war unter der Voraussetzung einverstanden, dass der Russe und seine große Gästeschar die Jacht sofort räumten. Dazu benutzten sie den mitverkauften Hubschrauber des Schiffs. Der Kronprinz, selbst ein skrupelloser Geschäftsmann, berechnete dem Russen exorbitante Treibstoffkosten.

Der zukünftige König hoffte, vielleicht etwas naiv, sein Kauf der Jacht werde geheim bleiben, bis sich ihm eine Gelegenheit bot, seinen Vater darüber zu informieren. Aber nur achtundvierzig Stunden nachdem er Besitzer des Schiffs geworden war, brachte ein Londoner Boulevardblatt einen bemerkenswert genauen Bericht über seinen Kauf – vermutlich auf Informationen des russischen Oligarchen basierend. Die offiziellen Medien im Heimatland des zukünftigen Königs, das Saudi-Arabien war, ignorierten die Story, die aber in den sozialen Medien und Untergrund-Blogs hohe Wellen schlug. Wegen des weltweiten Verfalls des

Ölpreises hatte der Kronprinz seinen verhätschelten Untertanen strenge Sparmaßnahmen verordnet, die ihren einst sehr behaglichen Lebensstandard stark reduziert hatten. Selbst in Saudi-Arabien, wo königliche Verschwendungssucht ein permanenter Aspekt des öffentlichen Lebens war, kam die Habgier des zukünftigen Königs nicht gut an.

Mit vollem Namen hieß er Khalid bin Mohammed bin Abdulasis Al Saud. Nach seiner Kindheit in einem luxuriösen Palast von der Größe eines Straßenblocks besuchte er eine Schule für Knaben der königlichen Familie und ging dann nach Oxford, wo er Betriebswirtschaft studierte, westlichen Frauen nachstellte und reichlich verbotenen Alkohol trank. Am liebsten wäre er im Westen geblieben. Aber als sein Vater den Thron bestieg, kehrte er nach Saudi-Arabien zurück, um Verteidigungsminister zu werden; eine bemerkenswerte Karriere für einen Mann, der nie eine Uniform getragen und außer seinem Falken noch keine Waffe eingesetzt hatte.

Der junge Prinz zettelte prompt einen verlustreichen und kostspieligen Krieg mit Anhängern des Iraks im benachbarten Jemen an und verhängte gegen das aufmüpfige Katar eine Wirtschaftsblockade, die die Golfregion in eine Krise stürzte. Vor allem intrigierte und konspirierte er jedoch am Königshof, um seine Rivalen zu schwächen – alles mit dem Segen seines Vaters, des Königs. Der alte und zuckerkranke Herrscher wusste, dass er nicht mehr lange auf dem Thron bleiben würde. Im Hause Saud war es üblich gewesen, dass der Bruder dem Bruder nachfolgte. Aber der König brach mit dieser Tradition, indem er seinen Sohn zum Kronprinzen ernannte und damit zu seinem Nachfolger bestimmte. Mit nur dreiunddreißig Jahren wurde er der De-facto-Herrscher über Saudi-Arabien und

Oberhaupt einer Familie mit einem geschätzten Vermögen von über einer Billion Dollar.

Der zukünftige König wusste jedoch, dass das Familienvermögen größtenteils eine Fata Morgana war, dass die Familie Unsummen für Paläste und Luxusgüter verschleudert hatte und dass das Öl unter Saudi-Arabien in zwanzig Jahren, wenn die Energiewende abgeschlossen war, so wertlos sein würde wie der Sand, unter dem es lag. Sich selbst überlassen würde das Königreich wieder werden, was es früher war: eine wasserlose Einöde mit kriegerischen Wüstennomaden.

Um seinem Land diese elende Zukunft zu ersparen, beschloss er, es mit brachialer Gewalt aus dem siebten Jahrhundert ins einundzwanzigste zu holen. Mithilfe einer amerikanischen Beratungsfirma produzierte er einen ökonomischen Masterplan, dem er den großartigen Titel *Der Weg Vorwärts* gab. Geplant war eine moderne saudische Wirtschaft, die durch Innovation, ausländische Investitionen und Unternehmertum florierte. Seine verwöhnten Untertanen würden zukünftig nicht mehr auf staatliche Jobs und eine Vollversorgung von der Wiege bis zur Bahre zählen können. Stattdessen würden sie sich ihren Lebensunterhalt tatsächlich durch Arbeit verdienen und andere Bücher studieren müssen als den Koran.

Dem Kronprinzen war bewusst, dass die Arbeiterschaft dieses neuen Saudi-Arabiens nicht nur aus Männern bestehen konnte. Auch die Frauen würden gebraucht werden, was bedeutete, dass die religiösen Fesseln, in denen sie fast als Sklavinnen gehalten worden waren, gelockert werden mussten. Er gewährte ihnen das lange ersehnte Recht, Auto zu fahren, und erlaubte ihnen, zu Sportereignissen zu gehen, bei denen Männer anwesend waren.

Aber er gab sich nicht mit kleinen religiösen Reformen zufrieden, sondern wollte den Glauben selbst reformieren. Er verpflichtete sich dazu, den Geldstrom zu unterbrechen, der die weltweite Verbreitung des Wahhabismus, der saudischen puritanischen Version des sunnitischen Islams, förderte, und die private saudische Unterstützung dschihadistischer Terrorgruppen wie IS und al-Qaida zu unterbinden. Als ein wichtiger Kolumnist der *New York Times* ein schmeichelhaftes Porträt des jungen Kronprinzen und seiner Ambitionen zeichnete, kochte die Ulema, die Versammlung der saudischen Religionsgelehrten, vor heiligem Zorn.

Der Kronprinz ließ einige der religiösen Heißsporne einsperren, aber unklugerweise auch einige der Moderaten. Ebenfalls einsperren ließ er Vorkämpfer für Demokratie und Frauenrechte und jeden, der töricht genug war, ihn zu kritisieren. Er trieb sogar über hundert Mitglieder der königlichen Familie und die Elite der saudi-arabischen Wirtschaft zusammen und sperrte sie im Hotel Ritz-Carlton ein. Dort wurden sie scharfen Verhören unterzogen, manchmal durch den Kronprinzen persönlich. Irgendwann kamen alle frei, aber erst nachdem sie über hundert Milliarden Dollar herausgerückt hatten. Der zukünftige König behauptete, sie hätten sich dieses Geld durch Bestechlichkeit und Vorteilsnahme angeeignet. Mit den alten Methoden im Geschäftsleben des Königreichs sei jetzt Schluss, erklärte er.

Außer natürlich für den zukünftigen König selbst. Er häufte in schwindelerregendem Tempo ein riesiges Vermögen an, das er verschwenderisch ausgab. Er kaufte, wonach ihm der Sinn stand, und was er nicht kaufen konnte, nahm er sich einfach. Wer sich weigerte, ihm zu Willen zu sein, bekam einen Umschlag mit einer einzelnen Patrone Kaliber .45.

Dies alles bewirkte, vor allem im Westen, dass seine Rolle kritisch hinterfragt wurde. War KBM tatsächlich ein

Reformer, fragten sich führende Politiker und Nahostexperten, oder nur ein weiterer machtgieriger Scheich aus der Wüste, der seine Gegner einsperrte und sich auf Kosten seines Volkes bereicherte? Wollte er die saudische Wirtschaft tatsächlich umbauen? Die Unterstützung des Königshauses für islamische Eiferer und Terroristen einstellen? Oder versuchte er lediglich, die eleganten Zirkel in Georgetown und Aspen zu beeindrucken?

Aus Gründen, die Sarah ihren Freunden und Kollegen in der Kunstwelt nicht erklären konnte, hatte sie anfangs zu den Skeptikern gehört. Deshalb zögerte sie verständlicherweise, als Khalid bei einem Besuch in New York den Wunsch äußerte, sie kennenzulernen. Sie stimmte letztlich zu, aber erst nachdem sie den Sicherheitsdienst in Langley informiert hatte, der aus der Ferne über sie wachte.

Sie trafen sich in einer Suite des Hotels Four Seasons zu einem Gespräch, bei dem weder Assistenten noch Leibwächter anwesend waren, Sarah hatte die positive Berichterstattung der *New York Times* über KBM verfolgt und Fotos gesehen, auf denen er die traditionelle saudische Robe und Kopfbedeckung trug. In seinem maßgeschneiderten englischen Anzug war er jedoch weit eindrucksvoller: eloquent, kultiviert, gebildet, Selbstbewusstsein und Machtfülle ausstrahlend. Und er war natürlich reich. Unvorstellbar reich. Einen kleinen Teil dieses Reichtums wollte er dafür verwenden, eine Kunstsammlung von Weltrang aufzubauen. Und dafür wollte er Sarah Bancroft als Beraterin.

»Was haben Sie mit diesen Gemälden vor?«

»Ich will sie in einem Museum zeigen, das ich in Riad bauen werde. Es soll«, sagte er mit großer Geste, »der Louvre des Nahen Ostens werden.«

»Und wer wird Ihren neuen Louvre besuchen?«

»Dieselben Leute, die den in Paris besuchen.«

»Touristen?«

»Ja, natürlich.«

»In Saudi-Arabien?«

»Warum nicht?«

»Weil die einzigen Touristen, die Sie ins Land lassen, die muslimischen Pilger sind, die Mekka und Medina besuchen.«

»Vorerst noch«, sagte er pointiert.

»Wieso ich?«

»Sind Sie nicht die Kuratorin der Nadia al-Bakari Collection?«

»Nadia war eine Reformerin.«

»Und ich bin ein Reformierender.«

»Sorry«, sagte sie. »Kein Interesse.«

Ein Mann wie Khalid bin Mohammed war es nicht gewöhnt, abgewiesen zu werden. Er verfolgte Sarah Bancroft systematisch – mit Anrufen, Blumen und teuren Geschenken, die sie alle zurückschickte. Als sie schließlich doch nachgab, bestand sie darauf, unentgeltlich zu arbeiten. Obwohl der als KBM bekannte Mann sie faszinierte, gestattete ihre Vergangenheit ihr nicht, von dem Haus Saud auch nur einen einzigen Riyal anzunehmen. Außerdem musste ihre Verbindung in beider Interesse strikt geheim bleiben.

»Wie soll ich Sie nennen?«, fragte Sarah.

»Königliche Hoheit ist immer gut.«

»Versuchen Sie's noch mal.«

»Wie wär's mit Khalid?«

»Viel besser.«

Sie kauften rasch und aggressiv von Privatleuten und bei Auktionen: Nachkriegskunst, Impressionisten, Alte Meister. Sie feilschten nie lange. Sarah nannte ihren Preis, und einer von Khalids Vertrauten kümmerte sich um das Finanzielle und den Versand. Obwohl ihre Einkaufsorgie unter größter

Geheimhaltung stattfand, brauchte die Kunstwelt nicht lange, um zu merken, dass ein potenter Käufer auf dem Markt unterwegs war – vor allem nachdem Khalid eine satte halbe Milliarde Dollar für Leonardo da Vincis *Salvator Mundi* hingeblättert hatte. Sarah hatte ihm von diesem Kauf abgeraten. Kein Gemälde, argumentierte sie, außer vielleicht der Mona Lisa, sei so viel wert.

Während sie die Sammlung aufbauten, war sie viele Stunden mit Khalid allein. Er sprach mit ihr über seine Pläne für das zukünftige Saudi-Arabien, wies ihr die Rolle einer wohlwollenden Kritikerin zu. Im Laufe der Zeit schwand ihre Skepsis. Khalid war weit davon entfernt, perfekt zu sein, fand sie, aber wenn er's schaffte, Saudi-Arabien dauerhaft umzumodeln, würden der Nahe Osten und der Islam im weitesten Sinn nie mehr wie früher sein.

Alles das änderte sich mit dem Tod von Omar Nawwaf.

Nawwaf war ein prominenter saudischer Journalist und Dissident, der in Berlin Zuflucht gesucht hatte. Als Kritiker des Hauses Saud hatte er eine besonders schlechte Meinung von Khalid, den er für einen Scharlatan hielt, der leichtgläubigen westlichen Politikern orientalische Märchen ins Ohr flüsterte, während er sich selbst bereicherte und seine Kritiker einsperrte. Vor zwei Monaten war Nawwaf im saudi-arabischen Generalkonsulat in Istanbul brutal ermordet und anschließend zerstückelt worden, um seine Leiche besser beseitigen zu können.

Die empörte Sarah Bancroft gehörte zu denen, die jegliche Verbindung zu dem einst vielversprechenden jungen Prinzen mit den Initialen KBM kappten. »Sie sind genau wie alle anderen«, erklärte sie Khalid in einer letzten Sprachnachricht. »Und im Übrigen hoffe ich, Königliche Hoheit, dass Sie in der Hölle brennen werden.«

4 NEW YORK

Die erste Durchsage kam um 17.05 Uhr. Eine höfliche Stimme wies die Besucher darauf hin, dass das Museum bald schließen werde, und forderte sie auf, sich allmählich in Richtung Ausgang zu begeben. Um 17.25 Uhr waren alle dieser Aufforderung gefolgt außer einer zerstreut wirkenden Frau, die sich nicht von van Goghs *Sternennacht* losreißen konnte. Der Wachdienst brachte sie freundlich in den Spätnachmittag hinaus, bevor er einen Saal nach dem anderen absuchte, um sicherzustellen, dass sie frei von versteckt zurückbleibenden Kunstdieben waren.

Das »Alles geräumt«-Signal wurde um 17.45 Uhr gegeben. Um diese Zeit war das Verwaltungspersonal größtenteils schon gegangen. Deshalb war niemand Zeuge, wie auf der West Fifty-Third Street drei schwarze SUVs mit Diplomatenkennzeichen vorfuhren. Khalid, in Geschäftsanzug und dunklem Mantel, stieg aus dem zweiten Wagen und überquerte rasch den Gehsteig zum Eingang. Sarah Bancroft ließ ihn nach kurzem Zögern ein. Sie musterten einander in dem um diese Zeit nur schwach beleuchteten Foyer, bevor Khalid die Hand zur Begrüßung ausstreckte. Sarah ignorierte sie.

»Mich überrascht, dass man Sie ins Land gelassen hat. Ich dürfte mich wirklich nicht mit Ihnen sehen lassen, Khalid.«

Seine Hand blieb ausgestreckt. »Ich bin nicht für Omar Nawwafs Tod verantwortlich«, sagte er ruhig. »Das müssen Sie mir glauben.«